

## «Ich bin voller Wut und Zorn»

**Arnulf Rainer gehört zu den grossen Malern der Gegenwart. Anlässlich einer Ausstellung in Zürich äussert sich der Österreicher über Drogenexperimente, die Schweizer Berge und sein eigenes Ungenügen. Von Gerhard Mack**

So sieht also einer aus, der von sich gesagt hat: «Wenn ich zeichne, bin ich voller Wut und Zorn. Ich hasse die Welt.» *Arnulf Rainer* sitzt auf einer Couch in der Galerie Gmurzynska und dreht friedlich seinen Gehstock hin und her. «Das habe ich so nie gesagt», stellt er klar und schaut so, als hätte er in seinem Leben immer die Lehren des Dalai-Lama befolgt und noch keiner Kreatur ein Haar gekrümmt.

Dabei gilt der 91-Jährige als einer der grossen Rebellen in der Kunst nach dem Zweiten Weltkrieg. Wer *Arnulf Rainer* hörte, dachte sofort an die Striche, mit denen er Fotos und Kunstwerke übermalt hat. Energisch, expressiv, hochexplosiv. Dürer, Grünewald, Leonardo, van Gogh, sie mochten noch so berühmt und anerkannt sein, kein Kollege war vor ihm sicher. Fotos von ihren Werken wurden mit Hieben aus Kohle, Grafit oder Farbe bedeckt, manchmal bis sie beinahe unkenntlich waren. «Das war nie aggressiv gemeint, das sind vielmehr Vermählungen», sagt Rainer, und man merkt ihm an, dass er sich noch immer missverstanden fühlt. «Ich habe fast nie etwas von der Vorlage weggenommen, sondern etwas hinzugetan, damit es vielfältiger, reicher wird.»

Oder auch geheimnisvoller. Da hängen etwa gleich beim Eingang der Galerie Drucke aus der Schweiz, die vor über hundert Jahren entstanden und bei Wohnungsaufösungen gerne in der Kehrlichtverbrennung landen: Ansichten vom Roseg-Gletscher, von Grindelwald und Zürich. Rainer hat sie in grossen Schwüngen mit Rot-, Blau- und Grüntönen übermalt, so als wollte er die Wildheit der Natur zurückbringen, die die Vorlagen ins Kleinteilige gezähmt haben. Zum Wandschmuck über dem Esstisch, bei dem man das Mittagessen verdauen kann, taugen sie nicht mehr. Zu wuchtig, zu beunruhigend sind diese Überarbeitungen.

Rainer fühlt sich von solchen Vorlagen angesprochen. «Von so einem Stich geht eine Aufforderung an mich aus, etwas hineinzuzichnen, der spricht zu mir», sagt Rainer und stellt gleich klar: «Das geschieht visuell, ich höre keine Stimmen.» Er will den Dialog. Mit der Kunstgeschichte, mit sich selbst. Manchmal auch mit anderen Künstlern, wenn er mit ihnen zusammengearbeitet hat. Daraus soll etwas Neues entstehen.

### Von den Surrealisten enttäuscht

Das wurde lange Zeit nicht verstanden. Als Rainer zu malen begann, war er mit seiner Kunst in Österreich ziemlich allein. «Es gab damals in Österreich nicht viel Kunst», sagt er. Er tat sich mit der etwas älteren Maria Lassnig zusammen, für ein paar Jahre waren die beiden ein Paar und unterstützten sich gegenseitig. Ihr war die Figur wichtig, er schätzte die Abstraktion und orientierte sich an dem, was in

England, Frankreich und Amerika gemacht wurde. Das British Council baute Kulturinstitute auf. Dort sah er in Zeitschriften, Büchern und Ausstellungen eine ganz andere Kunst. Francis Bacon hat ihn mit seinen frühen Figuren fasziniert. In diesen Bildern steckte eine Befreiung des Unbewussten, wie sie auch die Surrealisten beanspruchten.

Anfang der fünfziger Jahre ging er mit Maria Lassnig denn auch nach Paris, um André Breton, den «Vater des Surrealismus», zu treffen - und war enttäuscht. Die Surrealisten trafen sich im Hinterzimmer eines Cafés, und der Chef-Surrealist gab den Ton an. «Das habe ich mir nicht so vorgestellt», sagt *Arnulf Rainer*. Schliesslich ist er immer gegangen, wenn man ihm Vorschriften machen wollte. «Dann wurde dort auch andauernd gestritten. Die Gruppe um Breton waren Trotzkiten, ein Teil der französischen Literaten waren aber Anhänger Stalins und der Sowjetunion. Wenn nun jemand mehr zu Letzteren hin neigte, wurde er von Breton gleich ausgeschlossen.»

Rainer interessiert sich sehr fürs Zeitgeschehen, aber mit Politik hat er nichts am Hut. Mit dem Kommunismus schon gar nicht. Dessen Realität hatte er am Ende des Krieges kennengelernt: «Österreich war zum Teil von den Russen besetzt, und die waren keine sehr sympathische Besatzungsmacht.» Seine Eltern besaßen eine Villa mit einem Weingarten. «Die Russen haben das Anwesen besetzt und den ganzen Wein getrunken. Dann gab es die vielen Vergewaltigungen von Frauen. Das war alles schwierig genug. Aber mir hat auch die Ideologie nicht gefallen.»

In das leerstehende Haus der Eltern hat er sich in den fünfziger Jahren zurückgezogen. Damals war er einer der Miterfinder des Informel, der abstrakten gestischen Kunst, die er in Paris für sich entdeckte. Aber er war mit seinen Bildern bald nicht mehr zufrieden: «Je länger ich arbeitete, desto dunkler wurden sie, am Ende waren sie ganz schwarz.» Er entwickelte seine Übermalungen. Ausgangspunkt war häufig eine Figur.

Rainer hat dann vieles übermalt: Drucke von Landschaften, Tieren und Pflanzen. Eigene und fremde Bilder, die Künstler ihm bald zur Verfügung stellten. Besonderes Aufsehen erregten die frühen Übermalungen von Fotos seines Gesichts. «Farce Faces» hiess die Serie. Darauf streicht er sein Gesicht aus oder macht es zumindest weitgehend unkenntlich. Das kann lustig sein, kommt oft aber auch einer Auslöschung gleich. Dann wieder legt sich die Übermalung schützend über die Figuren: So geben die Striche, mit denen er Frauen in sexuellen Biedermeier-Drucken überdeckt, diesen ein Geheimnis zurück, das die Nacktheit ihnen nimmt.

Und in einer der eindringlichsten Serien ähneln Rainers Eingriffe sogar einem Akt der Heilung. Als ein Galerist ihm Fotografien von Hiroshima nach dem Atombombenabwurf zeigte, liessen die Ruinen und Toten den Künstler nicht los. Er hat sich sein ganzes Werk hindurch immer wieder mit dem Tod beschäftigt. Doch diesmal war es anders. Während vieler Monate bearbeitete er die Fotografien mit schwarzen Strichen, bis sie am Ende das Grauen in eine seltsame Sanftheit, fast in eine Schönheit einbetteten und auf diese Weise zugänglicher machten.

Das Leiden ist ein zentrales Thema in Rainers Werk. Das hat in der christlichen Bildtradition eine religiöse Dimension. Dass er häufig mit der Form eines Kreuzes gearbeitet hat, rückt das Werk für viele in die Nähe religiöser Kunst. Doch da wehrt er ab: «Mit dem kirchlichen Service hat meine Kunst nichts zu tun. Das Kreuz hat mich von der alten Kunst her fasziniert. Und es ist auch ein Symbol für den Menschen.» Dass er eine geistige Dimension sucht, lässt er dagegen gelten: «Ich habe mich eine Weile für Mystik interessiert und viel dazu gelesen. Kontemplation ist mir wichtig. Aber ich bin kein Mönch, sondern ein Maler. Mönche müssen durch geistliche Übungen das Kontemplative erlernen. Ich wollte dagegen immer, dass es sichtbar und nachvollziehbar wird.» Darauf zielte auch sein wohl bekanntester Satz: «Ich male, um die Malerei zu verlassen.»

Dafür hat er sich einmal auch auf Drogen eingelassen. In Basel wollte ein Psychiater herausfinden, wie Drogen sich auf die Kreativität von Künstlern auswirken, und fragte auch *Arnulf* Rainer an. Der zeichnete unter dem Einfluss von Citocyclin, LSD und Alkohol, Ärzte begleiteten das Experiment. «Ich hatte einen Block und habe die einzelnen Blätter nummeriert, damit die Psychiater sie nicht einstecken», sagt er. Was dabei entstanden ist, war interessant, aber auch nicht so sehr, dass er so weitermachen wollte: «Ich habe mich im Moment des Arbeitens grossartig gefühlt, die Arbeiten selbst sahen hinterher aber nicht besser aus als die anderen. Und mich hat das eigene Werk schon stark stimuliert und in einen Schaffensrausch versetzt, da habe ich keine Drogen gebraucht.»

Morgens um vier im Atelier

An die Stelle von Exzessen setzte er exzessive Arbeit. Seine Lebensweise war ein Exerzitium. Wenn er eine neue Serie begann, stand er um vier Uhr morgens auf, schloss sich ein und arbeitete bis ein Uhr nachts. Keine Party war verlockend genug, die eiserne Disziplin zu durchbrechen. Was dabei entstand, wurde immer weiter überarbeitet, bis die Intensität für den Künstler stimmte. Andere, die so expressiv arbeiteten, hielten das vielleicht zwanzig Jahre durch. Dann nahm die Energie spürbar ab. Rainer hat das über 70 Jahre hinweg gemacht.

Als er letztes Jahr seinen 90. Geburtstag feierte, hat *Arnulf* Rainer aufgehört zu malen. Zum einen liess die Kraft nach. Vor allem aber hatte er «den Eindruck, dass die Arbeiten nicht besser werden. Ich weiss nicht, was ich an ihnen noch machen könnte, damit sie intensiver werden», sagt er. Also hält er diese Ratlosigkeit aus und liest lieber: «Ich lese alles Mögliche, Biografien, alles, was es zur gegenwärtigen Situation in Amerika gibt, und Philosophie.» Kürzlich hat er Emil Cioran wieder hervorgeholt. Der rumänische Existenzialist passt mit seinen schwarzen Aphorismen zu vielen von Rainers Bildern.

Bei beiden steht das Scheitern im Zentrum. Bei Rainer kommt die Skepsis gegenüber dem eigenen Werk hinzu: «Ein Gefühl des Ungenügens ist immer da.» So ist er auch mit seiner Lebensleistung nicht zufrieden. Dass andere ihn zu den grossen Figuren in der Kunst der letzten Jahrzehnte zählen, nimmt er mit einem Achselzucken zur Kenntnis: «Da rechne ich mich nicht dazu, dieses Selbstbewusstsein habe ich nicht. Dazu habe ich schon zu viele Niederlagen

erlitten.» Das sagt er so ruhig und ohne Schmerz, dass man ihm die Bescheidenheit glaubt. Auch darin ist *Arnulf* Rainer bis heute ein Einzelgänger geblieben.

*Arnulf* Rainer: Paintings, Drawings, Books. Galerie Gmurzynska, Zürich, bis 30. 11.